

Schlechte Leistung – triste Zukunft

Wieso junge Menschen nach der Schule von der Sozialhilfe abhängig werden

Es mangelt nicht an Lehrstellen, doch manche Schulabgänger schaffen den Sprung in die Berufswelt trotzdem nicht. Ihr Risiko, auf lange Zeit Sozialhilfe zu beziehen, ist gross.

Daniela Kuhn

Der junge Mann hat wache Augen, seine blonden Haare stehen vom schmalen Gesicht ab. Schmal ist auch sein Körper, man würde den 22-jährigen Simon (Name geändert) wesentlich jünger schätzen. Wir treffen uns im «Trampolin», einem Angebot des Sozialdepartements und der Hilfsgesellschaft der Stadt Winterthur, in der Nähe des Bahnhofs. Gefährdete Jugendliche im Alter von 13 bis 25 Jahren arbeiten dort in der Werkstatt, sie erhalten Unterricht und psychosoziale Betreuung.

Wir sitzen am Tisch des Sitzungszimmers, die Türe ist zu. Simon beginnt zu erzählen: Nach der Sek B habe er bei einem Grossverteiler eine zweijährige Lehre abgeschlossen, während der er Maschinen und Farbe verkaufte. Schwierig sei es nach dem anschliessenden befristeten Jahr geworden: «Ich schrieb etwa 120 Bewerbungen, die ich noch einem Kollegen zeigte, der eine kaufmännische Ausbildung gemacht hat.» Zurück kamen nur Absagen: «Mit dem Eidgenössischen Berufsattest gibt es fast nur befristete Stellen», meint der junge Mann.

«Voll anfangen»

Nach zwei Monaten ohne Arbeit trat Simon eine dreijährige Lehre als Bauspengler an, in der dann aber «einiges nicht gut gelaufen» sei. Zugewetzt haben ihm vor allem die Sprache, der raue Umgang. Als die Firma von einem anderen Unternehmen übernommen wurde, stand Simons Lehrstelle auf der Kippe. Die Unsicherheit fiel zusammen mit einem «Schicksalsschlag in der Familie», den Simon nicht ausführen möchte. Er sagt bloss: «Ich bin in ein Loch gefallen.» Der junge Mann litt unter Schlaf- und Angststörungen, schliesslich wurde eine Depression diagnostiziert. Seine Freundin riet ihm, einen Psychologen aufzusuchen, was Simon seither tut. Und finanziell? Er habe um Sozialhilfe kämpfen müssen, sagt er, obwohl er wegen eines angeborenen Herzfehlers ein Anrecht auf IV habe. Aber er halte



Der Weg von der Schule in den Beruf verläuft nicht bei allen Teenagern geradlinig.

ANNICK RAMP / NZZ

sich für genügend fit, um zu arbeiten. Seit bald einem halben Jahr erhält Simon von der Sozialhilfe monatlich 950 Franken, womit er Verpflegung, Rechnungen und seiner Mutter einen Mietanteil bezahlt. «Für Freizeit bleibt nichts», meint er. Das Handy, das auf dem Tisch liegt, habe er sich noch vom Lehrlingslohn gekauft.

Kürzlich war er auf der Berufsbildungsmesse, bald wird er einen dreistündigen «Multicheck» absolvieren, um seine beruflichen Neigungen abzuklären. Danach will er «voll anfangen» mit Bewerbungen für eine Lehrstelle. Am liebsten wäre ihm der Schreinerberuf oder derjenige des Rezyklisten.

Gemäss dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) waren im Juli dieses Jahres 16 647 Personen im Alter zwischen 15 und 24 Jahren arbeitslos, 984 weniger als im Vorjahr.

Was die Sozialhilfe betrifft, wurden letztes Jahr mehr junge Menschen unterstützt als 2012, vor wenigen Jahren waren die Zahlen allerdings deutlich höher. Die Erwerbssituation der 18- bis

25-jährigen Sozialhilfebezügler sah 2012 wie folgt aus: Knapp ein Drittel war erwerbstätig (Lehrlinge und Personen, die während mindestens einer Stunde pro Woche einer bezahlten Arbeit nachgehen). Ebenso gross war der Anteil an «Nichterwerbspersonen», die entweder in Ausbildung oder aus anderen Gründen nicht arbeitsfähig waren. Erwerbslos waren 39 Prozent.

Aus dem Kennzahlenvergleich zur Sozialhilfe von 2013, bei dem 13 Städte unter die Lupe genommen wurden, zeigt sich, dass der Anteil von 18- bis 25-jährigen Sozialhilfeempfängern in den Städten stagnierte, in Winterthur ist er leicht gestiegen. Die tiefsten Anteile wurden in Uster und Zürich registriert, die höchsten in Lausanne und Schaffhausen. Da sich der Lehrstellenmarkt in den letzten Jahren entspannt hat, mag es erstaunen, dass noch immer relativ viele junge Menschen keine beruflichen Lösungen finden.

«Das Phänomen ist komplex», sagt Reto Weber, Leiter des Winterthurer «Trampolin». «Zum einen sind es oft

äusserst schwierige Lebensumstände, die dazu führen, dass ein junger Mensch die erforderliche Leistung nicht bringt. «Wir üben Schlüsselkompetenzen, wie pünktlich aufzustehen und regelmässig an der Arbeit zu erscheinen. Zum anderen spielt die wirtschaftliche Situation eine Rolle: Junge Leute werden als Erste eingestellt und bei rückläufiger Konjunktur als Erste wieder entlassen.» Hinzu kommt: Die Ansprüche sind auf dem Arbeitsmarkt gestiegen – auf leistungsschwache Jugendliche wartet heute niemand. Kommt zu schlechten Noten in einem Sek-C-Zeugnis eine negative Beurteilung des Verhaltens hinzu, wird es doppelt schwierig.

Im «Trampolin» stammen rund 60 Prozent der Jugendlichen aus ausländischen Familien. In bildungsfernen Familien mit drei oder mehr Kindern fehlt es oft an Unterstützung auf der Lehrstellensuche. Auch Jugendliche, die mit nur einem Elternteil aufwachsen, haben ein überdurchschnittliches Risiko, nach Abschluss der Schule in die Sozialhilfe abzurutschen, zumal viele schon vor

ihrer Volljährigkeit Sozialhilfe erhalten haben: Rund ein Drittel der gesamten Sozialhilfe betrifft Kinder und Jugendliche von 0 bis 17 Jahren. «Das ist ein Problem», sagt Dorothee Guggisberg, Geschäftsführerin der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos). Die Schwelle sei für junge Erwachsene daher hoch: «Ein Jugendlicher, der Gelder beziehen will, muss viele Papiere mitbringen, verschiedene Auflagen erfüllen und sich einer engen Kontrolle unterziehen. Das ist gerade für junge Menschen unangenehm.» Und Jugendliche mit «null Bock» – haben die eine Chance auf Unterstützung? Diese Fälle sind für die Sozialdienste laut Guggisberg eine Herausforderung, vor allem für kleinere Gemeinden mit weniger personellen Ressourcen.

Früh handeln

Die grösste Gefahr ist allerdings nicht der potenzielle Missbrauch, sondern die Tatsache, dass junge Sozialhilfebezügler den Weg ins Berufsleben oft nicht mehr finden. Die beiden häufigsten Lösungen, die 2013 im «Trampolin» für 40 von 63 Jugendlichen gefunden wurden, waren ein Praktikum und der Weg zurück ins Klassenzimmer. Die zweithäufigste Lösung war eine Lehre mit eidgenössischem Fähigkeitszeugnis oder ein Klinikaufenthalt. Andere Jugendliche machten eine Vorlehre, unterzogen sich beruflichen Massnahmen im Rahmen der IV-Abklärung oder kamen in ein Heim. Nur zwei fanden eine Arbeitsstelle – ebenso viele bezogen nach dem «Trampolin» eine IV-Rente. Diagnostiziert wurden Depressionen, Persönlichkeits- und Angststörungen. Ein grosses Problem sind auch psychosomatische Beschwerden wie Kopf- oder Bauchschmerzen.

Angesichts dieser Realität stellt sich die Frage, welche Massnahmen verstärkt oder neu zu ergreifen sind. Die Skos spricht sich für Stipendien aus, welche die Sozialhilfe ersetzen. Reto Weber sieht in der Früherfassung Potenzial: «Zu uns kommen Jugendliche, die in neun Schuljahren nichts gelernt haben. Diese Fälle sollten viel früher schon systematisch abgeklärt und begleitet werden. Wir müssen verhindern, dass junge Menschen sich in der Schule ausklinken.» – Ob Simon eine Lehrstelle finden wird? Seine Antwort auf die Frage nach seiner grössten Schwäche ist so ehrlich wie traurig, sie lautet: «Zu wenig Selbstvertrauen.»

«Ausbildung und Arbeit könnten kombiniert werden»

Der Ökonom Reiner Eichenberger über die Sozialhilfe für junge Erwachsene

Herr Eichenberger, es gibt in der Schweiz wieder genügend Lehrstellen, dennoch beziehen relativ viele Schulabgänger Sozialhilfe. Wie kommt das?

Die Gesamtsumme an Lehrstellen sagt nichts darüber, dass viele Jugendliche die für eine Lehrstelle erforderlichen Qualifikationen nicht mitbringen. Zudem berücksichtigt sie weder die grossen regionalen Unterschiede noch die Tatsache, dass manche Jugendliche zu Recht spezifische berufliche Vorstellungen haben, die sich nicht sofort umsetzen lassen. Überdies vernachlässigt sie auch die entwicklungspsychologische Situation.

Inwiefern?

Viele 16-Jährige haben grosse persönliche und familiäre Probleme. Für manche von ihnen ist es der falsche Moment, eine Lehrstelle zu finden. Doch diese schwierige Lebensphase geht vorbei. Die meisten «Problemjugendlichen» könnten dann auch beruflich ihren Weg finden. Die Sozialpolitik berücksichtigt diese biografischen Aspekte zu wenig.

Diese Probleme sind schon in der Schule sichtbar. Sollte hier mehr getan werden? Es wird schon viel getan, aber es gibt noch fruchtbare Ansatzpunkte. Manche Schüler aus schwierigen Verhältnissen

erleben die Schule tagtäglich als Frustration. Sie bekommen ständig zu hören, wie ungenügend ihre Leistung ist. Keinem Erwachsenen würde eine solche Situation zugemutet. Mitunter kommen noch unqualifizierte Lehrpersonen hinzu. Nicht alle, aber viele dieser Schüler würden neben der Schule gerne arbeiten. Ihnen sollte man dazu Möglichkeiten geben.

Wie stellen Sie sich das vor?

Ausbildung und Arbeit können kombiniert werden. In Entwicklungsländern werden mit Mischmodellen gute Erfahrungen gemacht. Ich könnte mir vorstellen, dass Schüler beispielsweise zwei Tage in der Woche in der Gastronomie oder in der Gartenarbeit Einsätze leisten könnten. Solche Einsätze würden das Selbstvertrauen stärken und erst noch einen kleinen Lohn einbringen. Die Schulzeit würde entsprechend länger, sie könnte ja auch in zwölf Jahren absolviert werden.

Arbeitgeber kalkulieren knallhart. IV-Bezügler sind fast nicht mehr ins Arbeitsleben zu integrieren. Wie sollten sich also Teilzeitarbeitsplätze für Jugendliche mit grossen Problemen finden lassen? Wenn die Gesellschaft will, dass möglichst wenig junge Menschen in der

Sozialhilfe enden, soll sie dafür bezahlen. Der Staat sollte den Arbeitgebern oder direkt an die Empfänger einen Lohnzuschuss geben, so dass die betroffenen Jungen angemessene, wenn auch niedrige Löhne erhalten. Im Vergleich zu den Kosten, die aus langfristiger



«Die USA haben bei der Sozialhilfe grosse Innovationen umgesetzt.»

Reiner Eichenberger
Ökonom

Sozialhilfe entstehen, wäre die Finanzierung eines Mischmodells ein Klacks.

Und nach der verlängerten Schulzeit, wie würde es weitergehen?

Wenn ihre schwierige Phase vorbei ist, sollen diese jungen Leute eine zweite Chance erhalten, zum Beispiel mit Lehren für Erwachsene.

Könnten das auch Stipendien sein? Im Kanton Waadt läuft ein Projekt, bei dem Schulabgänger ohne Lehrstellen statt Sozialhilfe Stipendien erhalten.

Ich kenne das Modell nicht. Aber natürlich klingt Stipendien besser als Sozialhilfe. Vielleicht sind sie deshalb weniger stigmatisierend, aber gerade das würde die Eintrittsschwelle senken. So oder so: Die Anreize, zu arbeiten, sollten dadurch gestärkt werden, dass niemand mit Sozialhilfe mehr erhält als mit einem kleinen eigenen Verdienst. Das kann der Staat unterstützen, indem er Tieflohnbezügern für jeden selbstverdienten Franken eine Zulage bezahlt. In den USA wird das in Form des «Earned Income Tax Credit» praktiziert. Die Grundausstattung wird damit zwar tiefer, aber der Anreiz zur Arbeit und die Einkommen der Leistungsempfänger steigen.

Sie wünschen jungen Menschen also Arbeitsbedingungen in Niedriglohnssegmenten wie in den USA. Entspricht das einem modernen Verständnis von Sozialpolitik?

Natürlich wünsche ich mir nicht eine Einkommensverteilung wie in den USA. Aber: Viele unserer Sozialarbeiter und Linken haben ein Bild der US-Sozialpolitik, das bestenfalls aus den 1980er Jahren stammt. Seither haben die USA gerade bei der Sozialhilfe für Arbeitende grosse Innovationen wie eben den «Earned Income Tax Credit»

eingeführt. Er ist eine fruchtbare Weiterentwicklung der negativen Einkommenssteuer.

Der junge Mann, den ich im Winterthurer Programm «Trampolin» getroffen habe, schämte sich dafür, Sozialhilfe zu beziehen. Meinen Sie, die Sozialhilfe sei für Jugendliche attraktiv?

Allzu viele junge Leute glauben, die Sozialhilfe sei sehr grosszügig. Deshalb müsste unbedingt völlige Klarheit über die tatsächlichen Zahlungen herrschen. Da sind die Politik und die Skos gefordert.

Und was denken Sie – sind Sie der Meinung, die Sozialhilfe sei in der Schweiz grosszügig?

Das hängt davon ab, wo jemand Sozialhilfe beantragt. Für viele Menschen ist die psychische Schwelle, Sozialhilfe zu beantragen, sehr hoch. Sie hätten zwar Anrecht auf Unterstützung, aber sie beziehen sie nicht. Unser Sozialhilfesystem überlebt nur, wenn das so bleibt.

Interview: Daniela Kuhn

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg. Zu seinen Spezialgebieten gehören die ökonomische Analyse des politischen Prozesses, die Deregulierung der Politik und die Verbindung zwischen Ökonomie und Psychologie.